

Sepp und die wiedergefundene Hoffnung

Es ist dunkel in der kleinen Wohnung an Heiligabend. Sepp sitzt am Holztisch und stützt müde seinen Kopf in die Hände. Er seufzt tief. Drei Jahre ist es nun her, dass seine Irma gestorben ist. Sie, die immer so lebenslustig war und Heiterkeit um sich verbreitete. Lieder waren auf ihren Lippen, ihr fröhliches Lachen füllte die Wohnung mit Wärme.

Doch ihr letztes Lebensjahr war anders gewesen. Der Krebs hatte sie aufgefressen. Ohnmächtig musste Sepp zusehen und danebenstehen. Wenn sie erbrach wegen der Chemotherapie oder wenn sie vor Schmerzen stöhnte. Wenn sie sogar ihn zu trösten versuchte, weil sie sah, wie er litt.

Wenn er es nicht aushielt, dann ging er zum Nachbarn auf den Hof und spaltete Holz. Mit Wucht fuhr seine Axt auf die Holzscheite, als könnte er damit die ganze Welt kurz und klein hacken. Es war so ungerecht, sie war doch erst 52, das war kein Alter um zu sterben. Wenn schon hätte es ihn treffen müssen, der 12 Jahre älter war als sie. Sie hatte doch nie jemandem etwas Böses angetan.

Beide hatten sie natürlich gehofft. Mit allen Kräften hofften sie, dass der Krebs zu besiegen sei. Seine Irma war eine Kämpferin. Und sie wollte doch hierbleiben und nicht sterben. Sie wollte auch für ihre einzige Tochter noch da sein, für die sensible und feinfühligke Michaela, die erst 17 Jahre alt war, als die Erkrankung ausbrach.

Sepp gehörte nicht zu den Frommen, seiner Frau war Religion wichtiger als ihm. Dennoch ging er immer mal wieder in die Kirche und zündete eine Kerze an. Eines Tages sagte er zu Gott sogar: «Wenn du meine Frau wieder gesund machst, dann kannst du von mir alles haben, was du nur willst. Wenn es Geld ist, dann spende ich es für einen guten Zweck. Wenn es etwas anderes ist, kannst du es auch haben.»

Doch der Himmel blieb stumm. Irgendwann wurde klar, dass der Krebs stärker war. Er erinnert sich an den Moment, als Irma ihn anschaute und ihm sagte: «Ich werde bald gehen. Doch wir sehen uns wieder, ich warte dort drüben auf dich.» Seine Augen werden verräterisch feucht, als er daran denkt.

Mit versteinertem Gesicht nahm er damals an der Beerdigung teil. Was die junge Pfarrerin sagte, kam ihm vor wie leeres Gerede. Michaela hingegen schienen ihre Worte gut zu tun.

Doch das Schlimmste kam erst danach. Er konnte mit dem Verlust nicht umgehen und begann zu trinken. Seine Tochter Michaela hatte dadurch plötzlich beide Elternteile verloren, die Mutter an den Tod, den Vater an die Trauer und die Flasche. Das war zu viel für sie. Sie schaffte das Beenden ihrer Lehre als Fachfrau Gesundheit nicht. Es war ihrer besten Freundin Seraina zu verdanken, dass sie sich nicht ganz in sich selbst zurückzog.

Doch zuhause konnte und wollte sie nicht mehr bleiben. Sie hielt es einfach nicht mehr aus. Und so kam es, dass Sepp ungefähr ein Jahr später auch noch seine Tochter verlor. Denn eines Tages war sie einfach weg, ohne Abschied. Sie hinterliess einen Zettel, auf dem sie schrieb: «Ich muss gehen, mach's gut. Tschüss Papa».

Als er den Zettel fand, als er aus dem Wirtshaus nach Hause kam, dachte er erst, sie sei einfach einige Tage weg. Doch sie blieb weg. Ihre Handynummer war nicht mehr gültig. Als er Seraina fragte, sagte diese ihm, Michaela brauche Zeit und Distanz, um sich selbst wiederzufinden. Mehr verriet sie ihm nicht, sie hielt zu Michaela.

Die Pfarrerin besuchte ihn bald darauf. So jung sie war, sie hörte ihm gut zu und es schien ihm auch, als würde sie ihn nicht verurteilen dafür, dass er Trost im Alkohol gesucht hatte. Und er konnte reden, endlich. «Geben Sie die Hoffnung nicht auf,« sagte sie schliesslich.

Da antwortete er bitter: «Hoffnung, ach wissen Sie, die hatte ich, als meine Frau noch lebte und ich hoffen konnte, sie würde wieder gesund. Aber jetzt, worauf soll ich denn hoffen? Sie ist ja gestorben und unser einziges Kind ist verschwunden.» «Hoffen kann man immer», meinte sie dann nur. «Hoffen können Sie zum Beispiel, dass Ihre Tochter wieder zurückkommt, dass Sie mit dem Verlust lernen, zu leben, dass sie wieder ein wenig Freude am Leben empfinden.»

Davon wollte er in dem Moment nichts wissen. Doch von da an trank er immer weniger, denn es war, als hätte sich in seinem Herzen eine zaghafte Hoffnung festgesetzt, dass seine Tochter eines Tages wieder auftauchen würde, oder wenigstens Kontakt mit ihm aufnehmen. Und dafür wollte er auf alle Fälle nüchtern sein. Erst recht spürte er jetzt im nüchternen Zustand den Kummer um seine Frau. Und so ging er wieder öfters Holz hacken zum Nachbarn. Mit ihm verband ihn als einzigem auch so etwas wie Freundschaft. Für eine Weile lang ging es ihm besser. Er machte lange Spaziergänge, und ging sogar in eine Jassgruppe. Doch die Zeit verging. Seraina, die bislang wenigstens eine indirekte Brücke zu seiner Tochter gewesen war, wohnte mittlerweile an einem anderen Ort. Und so fühlte er sich wieder zutiefst einsam und allein. Dazu kam, dass er sich selbst dafür schalt, die einzige Person endgültig vertrieben zu haben, die ihn mit Irma verband, Michaela.

Und jetzt, an diesem Heiligabend, als er allein in seiner Stube sitzt, ohne jeden Schmuck, in der Dämmerung, da kommt nochmals die ganze Verzweiflung über ihn. Sein Leben hat doch keinen Sinn mehr. Und wenn er in die Welt schaut, was da so alles passiert, scheint ihm die Zukunft sowieso düster. Wäre es nicht besser, er würde einfach gehen, zu seiner Irma? Dann wäre alles leichter, er müsste nicht mehr kämpfen, und sie wären wieder zusammen. Michaela ginge es sicher auch besser ohne ihn. Er blickt sinnierend auf ihr Foto, das auf der Kommode steht, strahlend lächelt sie ihn darauf an, es ist, als würde sie ihn zu sich rufen.

Gerade als er diesen Gedanken hegt, hört er ein Knarren auf der Holzterasse im Hausgang. Das erscheint ihm seltsam, denn seine alte Nachbarin Erna ist kürzlich gestürzt, hat den Knöchel gebrochen und ist noch in der Reha. Oder haben sie sie am Ende früher nach Hause gelassen? Vielleicht weil Heiligabend ist? Aber dann wäre sie doch sowieso bei ihren Kindern eingeladen wie jedes Jahr.

Nun ertönt seine Haustürklingel. Und da durchfährt es ihn. Es ist ihm, als ahnte er etwas. Hastig steht er auf, stösst sich in der Eile an der Tischkante, ruft mit vor Erregung zitternder Stimme, «ich komme!», tappt zum Lichtschalter, und geht dann mit hastigen Schritten zur Wohnungstür. Nicht nur einer, sondern zwei Umrisse zeichnen sich durch die matte Glasscheibe mit Vorhang ab. Die Enttäuschung durchfährt ihn, es ist nicht seine Tochter. Barsch ruft er daher: «Wer da?». «Ich bin's, Papa», spricht der eine der beiden Schatten, unverkennbar Michaelas Stimme. Und so dreht er bebend den Schlüssel und reißt hastig die Türe auf. Und da steht sie vor ihm, mit rundem Bauch, kürzeren Haaren, einem scheuen Lächeln und in Begleitung eines jungen, strohblonden Mannes. Einen Augenblick später liegen sich Tochter und Vater weinend in den Armen.

«Kommt rein», sagt er, «aber leider habe ich gar nichts gekocht, ich habe nicht mit Besuch gerechnet.» «Natürlich, Papa». Bald sitzen sie in der Stube am Tisch, Michaela hat kurzerhand die unterste Schublade der Kommode geöffnet, wo jeweils der Weihnachtsschmuck ist, und daraus ein paar Kugeln hervorgezaubert, ein wenig Lametta und ein paar Sterne, und sie auf dem Tisch verteilt. Auch eine Kerze hat sich gefunden. Und Tee ist gekocht. Weihnachtsguetzli haben die beiden selbst mitgebracht. Sie hat es gebraucht, etwas zu tun, bevor sie sitzen und reden.

Und das tun sie dann. Michaela erzählt, wie sie nach ihrer abgebrochenen Lehre jobben ging, um Geld zu verdienen, und dann auf Reisen. Einige Monate war sie unterwegs, sah viel,

erlebte viel, und das brachte sie zu sich selbst zurück. Sie fühlte sich aber schuldig, weil sie ohne ein Wort und ohne Kontaktmöglichkeit einfach gegangen war, und das hinderte sie, mit ihrem Vater wieder in Kontakt zu treten. Zurück in der Schweiz nahm sie nochmals einen Anlauf, um ihre Lehre zu beenden. Das klappte diesmal. In der Ausbildung lernte sie dann eben auch Maksym kennen.

Misstrauisch beäugt Sepp diesen fremd wirkenden jungen Mann an der Seite seiner Tochter. Diese erzählt weiter und sagt: «Maksym hat mir zugeredet. Er hat mir gesagt, Familie ist wichtig. Nimm Kontakt auf zu deinem Vater.» Maksym lächelt und antwortet mit osteuropäischem Akzent: «Ich habe meinen älteren Bruder verloren im Krieg. Ich habe miterlebt, welchen Kummer meine Eltern hatten, als wir es erfuhren. Darum sind wir geflohen, ich bin jetzt hier mit meinen Eltern. Ich bin alles für sie. Darum habe ich Michaelutschka gesagt: Dein Vater muss wissen, wie es dir geht.»

Das macht Sepp ein wenig betroffen, denn er hatte eher erwartet, ein fremder Mann würde ihm seine Tochter wegnehmen. Und er schämt sich fast ein wenig für seine Gedanken. Und dann erzählt auch Sepp, wie der Wegzug seiner Tochter ein Weckruf war, um vom Alkohol loszukommen. Dass auch er sich schuldig fühlte, nicht für seine Tochter dagewesen zu sein, sie vertrieben zu haben. Und es ist, als könnten sie jetzt die Trauer, die sie damals trennte, endlich gemeinsam erleben, denn beiden kommen nochmals die Tränen und sie weinen um Irma, und vielleicht auch ein wenig um die verlorene Zeit. Und dann schaut Sepp zu ihrem Bild auf der Kommode und sagt: «Weisst du, heute habe ich gedacht, sie rufe mich zu sich, dabei hat sie mich ins Leben gerufen. Denn es scheint mir, als würde ich Grossvater». Michaela lächelt wieder. «Eigentlich ist es nicht geplant gewesen. Und ist nun doch ein Wunschkind geworden. Denn wir haben uns gesagt: Kinder sind doch die Hoffnung auf unsere Zukunft.»

Sepp lächelt und denkt an die Worte zurück: «Geben Sie die Hoffnung nicht auf.» Nein, das würde er nicht, niemals, das wusste er jetzt. Schliesslich war es heute und hier in diesem Haus und in dieser Wohnung Weihnachten geworden, ein neues Leben, ein neuer Anfang.

Annette Spitzenberg, 2024